

(Nachdruck verboten.)

Das Verbrechen des Arztes.

17]

Roman von J. S. Rosny.

Autorisierte Uebertragung von M. v. Berthof.

Nun kannte er sie. Jetzt wußte er ganz genau, wie das Kind war, das er beraubt hatte. Und bitter bereute er seine That. Eben noch war sein Verbrechen ein Phantasiegebilde gewesen, ein Roman, dessen Konsequenzen ins Unbestimmte verschwammen. Jetzt hatten sie greifbare Gestalt angenommen. Das Bild des Kleinen, von Motten zerfressenen Salons, des schönen, feinfühligsten Kindes erschien ihm fast in greifbarer Klarheit, während der Zug mit ihm in die tiefe Dämmerung hineinfuhr.

„Nein, ich will nicht, daß diese Menschen Not leiden! Bis Ende dieser Woche muß ich einen Ausweg gefunden haben. Ach! Warum bin ich gefahren? Ich war glücklich oder beinahe glücklich. Wenigstens hätte ich doch meine Verheiratung abwarten sollen, um einige Monate der Ruhe zu genießen. Jetzt werde ich von dieser fixen Idee verfolgt werden. Ach, du lieber Gott! Ich brauchte Ihnen ja nur einige Danknoten zu schicken. Aber wenn sie erraten, woher es ihnen zukommt? Mein Besuch ist ein Fingerzeig, wenn man mich suchte, mich entdeckte, ein Zufall — und alle Qualen, die ich vergangenen Monat durchgemacht, würden wieder von vorn anfangen! Es war ja der reine Blödsinn, aber sind die blödsinnigen Befürchtungen weniger unerträglich als die andren?“

Er betrachtete die Karte, die Marguerite Dufrene ihm eingehändigt hatte, und las: Jacques Dufrene, Versicherungsagent und Kommissionär für Weine. Bordeaux- und Burgunderweine aller Jahrgänge und in allen Preislagen. Liefert nur unversälfchte Weine der ausgezeichnetsten Qualität zu den angemessensten Bedingungen. 30 Rue de la Chausseterie in Mantes (Seine-et-Oise).

„Der Weinkommissionär also ist es, an den ich mich wenden muß,“ sagte sich Herbeline. „Aber sich an jemand wegen Weinkleferungen nach Mantes wenden, während man in Paris lebt, und noch dazu an einen Kommissionär, den man nicht kennt! . . .“

Der Zug war angekommen. Guy dinierte hastig im Hotel Terminus. Zu Hause angelangt, fand er ein Telegramm, das ihn zu einem Besuch berief. Die Sache war in einer halben Stunde erledigt. Dann überließ er sich wieder seinem Nachdenken, völlig unfähig, sich mit einem andren Gegenstand zu beschäftigen als mit Marguerite.

Nach und nach erschien ihm die Idee, sich an den Kommissionär zu wenden, um bei ihm eine Bestellung zu machen, schon weniger absonderlich. Selbst Jacques Dufrene gegenüber glaubte er plausible Gründe anführen zu können. In seinem Kopf kristallisierte sich allmählich ein Brief, den er schließlich folgendermaßen niederschrieb:

„Mein Herr!

Die Dame, von der ich mit Ihrer Tochter gesprochen habe und die ich als Mieterin der Wohnung im ersten Stock Ihres Hauses in Aussicht gestellt, hat nicht die Absicht, Mantes als Wohnungsort zu wählen. Sie wünscht sich noch viel weiter von Paris niederzulassen. Ich benütze diese Gelegenheit, um Ihnen einen Vorschlag zu machen. Ihre Karte sagt mir, daß Sie die Lieferung aller Weinsorten übernehmen. Meine bisherigen Lieferanten haben mir Grund zur Unzufriedenheit gegeben und da ich in nächster Zeit ziemlich bedeutende Anschaffungen in Wein zu machen haben werde, wäre ich geneigt, mit Ihnen einen Versuch zu machen. Wenn Sie glauben, mir Bordeaux- und Burgunderweine von hervorragender Qualität und in mittlerer Preislage beschaffen zu können, dann wollen Sie die Güte haben, Mittwoch oder Freitag gegen 3 Uhr bei mir vorzusprechen, mich aber vorher von Ihrem Besuch zu verabschieden.“

Wenigstens zehnmal überlas er dieses nichtsagende Billet und sagte sich schließlich:

„Warum eigentlich auch nicht? Er muß schon mehr als

einmal unerbhoffte Aufträge bekommen haben. Auch der Handel ist ein Roman . . .“

Er schrieb das Billet ab, fuhr aber in seinem Nachdenken fort. Wenn Jacques Dufrene irgendwie über die Verwandtschaft seiner Frau mit Plessis unterrichtet war und wenn er erfuhr, daß er, Guy Herbeline, der Arzt des letzteren gewesen war, dann konnte ihn das Zusammenhalten dieser beiden Thatfachen zu sehr gefährlichen Schlüssen führen.

„Das ist auch eine Art, mich bloßzustellen,“ überlegte er. „Wenn sich irgend ein Beweis für das von Plessis hinterlassene Vermögen vorfindet, dann kann dieser Brief die Ursache meines Verderbens werden. Aber wo soll sich irgend ein Beweis vorfinden? Das Gericht hat eine Verlautbarung ergehen lassen, kein Notar hat irgend eine Schrift vorgewiesen. Es müßte also in privater Hand etwas deponiert sein, bei einem seiner Freunde, aber Plessis hatte ja keinen einzigen Freund, besuchte keinen Menschen. Ich kann es also wagen! Thue ich es nicht, dann verfolgt mich das Bild ihres Elends und martert mich. Ich wage es also.“

5.

„Lassen Sie Herrn Dufrene eintreten,“ sagte Herbeline zu seinem Diener, als er den letzten Patienten der Ordinationsstunde am Mittwoch verabschiedete.

Ein Mann in einem ziemlich schäbigen braunen Ueberrock und einem dunkelblauen Gehrock darunter erschien. Guy betrachtete ihn angelegentlich. Er war eine edige Erscheinung, mit einem kleinen weißen Gesicht, einem wegen der zu kurzen Oberlippe leicht geöffneten Munde, der von einem ganz feinen Schnurbärtchen beschattet war, einem sehr zarten, energischen Sinn, sehr dürrigen Wangen, einer weichen, gewölbten Stirn und einem schöngebildeten Kopf mit reichen, kurzgeschorenen Haaren. Seine schiefsergrauen Augen hatten einen ganz besonderen Reiz; mild, klug und hingebungsvoll waren sie die Augen eines weichen, nicht allzu klugen Menschen, verständig und leichtgläubig, beobachtend und naiv zugleich.

„Nicht sympathisch,“ dachte Herbeline, „aber wahrscheinlich sehr schwach. Ich stelle mir vor, daß er dem Kampf des Lebens nicht sonderlich gewachsen ist.“

Ein leise verächtlicher Zug zeigte sich im Antlitz des Doktors. „Verzeihen Sie, daß ich Sie habe warten lassen. Die Patienten . . .“

Der Eingetretene verbeugte sich links und mit einem sehr sanften Lächeln.

„Ich habe Sie ein wenig weit herkommen lassen,“ sprach Herbeline weiter, und Sie haben möglicherweise dadurch Ihren Nachmittag verloren.“

„Ich verliere so viele Nachmittage —,“ sagte Dufrene resigniert.

„Gleichviel! Ich möchte nicht einer derjenigen sein, der Sie um Ihre Zeit bringt!“ entgegnete der Doktor trocken. „Wie auch fernerhin die Geschäfte sein werden, zu denen wir gelangen, ich bitte mich dahin zu verstehen, daß ich Sie nicht umsonst bemüht haben will. Aber, sagen Sie, glauben Sie mir wirklich gute Weine liefern zu können?“

„Ich glaube, sachverständig zu sein,“ sprach Dufrene mit einem Schimmer von Eitelkeit, „und thue mein möglichstes, um anständig zu sein, was mir übrigens bis jetzt nicht viel geholfen hat! . . .“

„Ach nein,“ dachte der junge Mann mit einer heimlichen Regung von Mißgefühl, „ich glaube selbst, daß ihm das nicht viel helfen könnte!“

„Nun?“ fragte Guy kühl. In seinem Innersten war er etwas unruhig.

„Ich siehe ganz zu Ihren Diensten, mein Herr,“ entgegnete der andre.

Der Ton seiner Stimme klang fast flehend, die Stimme eines schwachen, verzweifelnden Menschen, der ermutigt zu werden wünscht.

„Ich sehe, daß Sie kein rechtes Vertrauen haben,“ sagte Guy. „Sie haben ja nicht unrecht, man muß immer ein wenig Mißtrauen hegen!“

„Ich mißtraue nur meinem Glück,“ entgegnete lebhaft Dufrene.

Herbeline warf ihm einen ironischen Blick zu, so bezeichnend schienen ihm dieser Ausruf für das Schicksal dieser Menschen.

„Man kann zwar seinem Glück misstrauen,“ gab er fast hart zurück, „aber man muß immer handeln, als hätte man das vollste Vertrauen. Also, der Versuch, den ich Ihnen zu machen vorschlage, ist folgender: Sie beschaffen mir ein Faß St. Etienne, 1895, ein Faß Chablis Willh, ungefähr desselben Jahrganges und ein Fäßchen Barjac 1893, das ganze ungefähr in einem Monat zu liefern. Nach der Qualität und den Preisen, die Sie fordern, werde ich beurteilen können, wie weit ich mich auf Sie verlassen kann. Verstehen Sie wohl, ich möchte nicht, daß Sie mir irgend ein Opfer bringen. Ich weiß ungefähr, was der Betrag für diese Bestellung ausmachen muß, und ich wünsche, daß Sie dabei Ihre Rechnung finden. Es giebt in dieser Sache kein gutes Geschäft, wenn einer der beiden Kontrahenten enttäuscht ist. Also lassen Sie sich nicht anschnieren und sorgen Sie dafür, daß ich nicht ange schniert werde. A propos, verstehen Sie auch die Pflege eines Weinfellers, die Ueberwachung der Installation und das Abziehen in Flaschen?“

„Ja, mein Herr, ich habe alles, was den Wein betrifft, in der Schule meines Vaters durchgemacht, und ich glaube sagen zu können, daß wenige es so verstanden haben wie er.“

„So,“ sagte Ouy, die Gelegenheit benützend, „Ihr Vater war also Weinhändler?“

„Nein,“ erwiderte Dufrene mit einem gewissen Stolz, „mein Vater besaß ein großes Gestüt im Calvadosgebirge. Aber er trieb eine Art Kultus mit dem Wein, er hätte keinem Fremden gestattet, seinen Keller zu pflegen. Und ich glaube schon, daß man keinen besseren Wein hätte finden können als den seinen. Der war ausgezeichnet, genau auf den Punkt. Man hätte glauben dürfen, er errate alles, was in den Flaschen vorgeht, so genau kannte er den Zeitpunkt ihrer Reife. O ja! Der war ein gründlicher Kenner.“

Dufrene hatte sich warm gesprochen. Eine Art von Begeisterung leuchtete aus seinen milden Augen, er schien sich an herrlichen Erinnerungen zu erquiden. Herbeline benützte diese Stimmung, um ihn noch weiter auszufragen.

„Ihr Vater hat sich wohl ruiniert?“ meinte er. Dufrene erröte und wendete den Kopf ab.

„Nein,“ sagte er mit gedämpfter Stimme, „mein Vater konnte sich nicht ruinieren. Er war so geschickt und energisch. Mein Bruder und ich, wir waren es, die die Sache verfahren haben. Wir verstanden nichts von Pferden und hatten beide einen schwachen Charakter. Man hat uns bestohlen und wir mußten das Gestüt verkaufen, um den vollständigen Ruin zu vermeiden. Jeder von uns behielt ungefähr fünfzigtausend Frank übrig, nicht genug, um davon zu leben. Ich habe es mit andren Geschäften versucht, habe aber kein Glück gehabt. Da mußte ich zu den Versicherungen und zum Wein meine Zuflucht nehmen. Vielleicht, wenn ich mir gleich von Anfang an über meine Fähigkeiten klar gewesen wäre, hätte ich damit begonnen. Ja, mit dem Wein hätte ich Erfolg haben können . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Musikleben.

Die Gesangsvereine von Arbeitern aus Berlin und Umgebung, jetzt 225 oder noch mehr an Zahl, haben sich vor 13 Jahren zu einem Arbeiter-Sängerbund Berlins und Umgegend zusammengethan. Am vorigen Sonntagabend fand im großen Saale der Brauerei Friedrichshain das diesjährige Stiftungsfest statt, ersichtlich mit dem Bewußtsein, nicht bloß eine sociale, sondern auch eine ganz eigentliche Kunstfeier zu veranstalten. Die Frage, ob dieses Bewußtsein gerechtfertigt ist, beantwortet sich verschiedentlich. Als typisches Chortonzer war der Abend im Verhältnis zu dem, was überhaupt erwartet werden konnte, recht gut. Von einer Hoffnung auf etwas wie eine neue, social befruchtete Kunst muß dabei jedoch gänzlich abgesehen werden. Der Männergesang ist heute nur einmal eine höchst konservative Art von Kunst, um so mehr, als er ja meistens vor bloßen Liebhabern ausgeübt wird. Die modernen Fortschritte der Musik als einer charakterisierenden Ausdruckssprache sind ihm noch wenig zu gute gekommen, und dieses Wenige verlangt viel Können. So tragt denn das Meiste im alten Taktstritte weiter. Eine neue Kunst in jenem socialen Sinne ist weder poetisch noch musikalisch dadurch gegeben, daß ein Leid von Unterdrückten zum Thema der Texte gemacht wird. Kleinste Annäherungen an eine speciell dadurch angelegte Formensprache finden sich in Arbeiterliedern von Josef Scheu (Wien) und von einem oder dem andren sonstigen Komponisten, allerdings ohne daß jener alte Trost im wesentlichen verlassen wären. Daß gerade von J. Scheu am neulichen Abend nichts kam, ist bedauerlich. Im Uebrigen marschirten

alle bekannten Komponisten und alle weniger bekannten auf. Vor einem etwaigen Schredgespenst einer naturalistischen Moderne konnte man ganz unbeforgt sein auch bei Fr. Hegar. Dagegen häuft sich in der Abfolge eines solchen Programms eine derartige Fülle von verbrauchten musikalischen Wendungen an, daß daraus für die Geschmacksbildung nicht viel zu hoffen ist. Wieder wie „Götterdämmerung“ von Bruno Zöllner und namentlich „Waldbüchchen“ von Voigt (wahrscheinlich dem Hamburger Karl Voigt, 1808—1879) können in ihrem Gegenlage zu gewöhnlichen Sentimentalitäten und Reiterstücken, wie z. B. „Frühling am Rhein“ von Brou inmerhin bildend wirken.

Sechs Chöre waren es, die nacheinander je zwei Lieder sangen. Als letzter kam der Damenchor „Harmonie“, Dirigent Herr Niesch, an die Reihe. Daß diese Damen (13 an der Zahl) die von ihnen gebrachten ziemlich guten und schwierigen Kompositionen am schlechtesten von Allen sangen, möchten wir weit hinter die erfreuliche Thatsache stellen, daß überhaupt die Pflege des sehr vernachlässigten Frauengesanges mit im Programm war. Die „Harmonie“-Damen haben ersichtlich noch nicht so viel Routine, wie durchschnittlich ein Männerchor. So gab es viel Unreinheit und Schwerefälligkeit. Außerdem aber zeigte sich in hohem Grad ein Uebel, das von Dilettantengesang in der Regel nicht zu trennen ist: die schlechte Vokalbildung. Auch die Männerchöre zeigten es diesmal wieder; nicht zum wenigsten das Langesche Doppelquartett, dessen 12 Mann übrigens ohne augenblickliche Hilfe ihres Dirigenten, Herrn Lange, sangen. Auch sie waren mit ziemlich guten und schwereren Kompositionen angetrückt, was ja wieder günstiger auf das Urteil wirken muß. Ein weiteres typisches Uebel der Männergesangs-Dilettanten in Deutschland zeigte sich auch hier: die schlechte Verbindung der Tenorstimmen. Die Deutschen besitzen gute Baritone, die Russen gute Bässe, die Italiener gute Tenöre. Gerade an diesen fehlt es uns am meisten. Wird nun, wie es leider im Schulgesang und im Studieren der Gesangsvereine üblich ist, nur Tontreffen, Rhythmus und Dynamik geübt, nicht aber Stimmbildung, so leiden die Tenöre am meisten; insbesondere pflegen sie mit einem nur für tiefere Lagen geeigneten Ansatz zu singen und werden dadurch schnarrend. Neben dem genannten Doppelquartett hatten auch die Tenöre der übrigen Chöre einen in dieser Weise gequälten Klang; um ehesten war davon ausgenommen der Karthaus-Nummerische Männerchor — Dirigent Herr Philo —, der auch überhaupt sorgsam sang. Die Vokalbildung war verhältnismäßig am besten bei dem Rixdorfer Männerchor, Dirigent Herr Max Kiecklich. Im allgemeinen gab sich auch die Freie Liedertafel, Dirigent Herr W. Frank, erfolgreiche Mühe.

Diese fünf Chöre waren alle nur mäßig an Zahl. Der Versuchung, möglichst viele Stimmen zu einem Riesenchor zusammenzustellen, war man kluglich ausgewichen. Dagegen besitzt der Bund einen Sonderchor, also anscheinend eine Auslese aus vielen Vereinen, stattlich an Zahl; Bundesdirigent Herr Rich. Blobel. Daß es da ein einziges Vorklappen und Uebersingen gab, braucht um so weniger scharf beurteilt werden, als man sich nicht leicht ein Bild von den Mähen macht, die es wahrscheinlich kostet, aus dem hier überall in Betracht kommenden, durch die Berufsarbeit nicht begünstigten Stimmenmaterial überhaupt etwas Leidliches zu stande zu bringen.

Um so dringender aber möchten wir auch hier das wiederholen, was wir mehrmals der Freien Volksbühne gesagt. Wollen nämlich solche Produktionen als künstlerische mitzählen, so müssen sie heraus aus der Vielart und aus der Atmosphäre einer specifisch gesellschaftlichen Veranstaltung. Noch mehr: sie dürfen nicht nur nicht hinter dem gegenwärtigen Stande der Kunst zurückbleiben, sondern sie sollten auch den Ehrgeiz haben, darüber hinauszugehen. Was der „Freien“ auf dem Gebiete des Schauspiels möglich war, muß schließlich auch anderswo irgendwie möglich werden. Bisher haben allerdings die Versuche zu einer neuen Volkskunst nicht viel mehr ergeben als den sogenannten „Arme Leut“-Stil für Millionäre; und die Gefahr eines „Millionär-Stils“ für Arme Leute rückt auch schon nahe. Als die Revolution von 1789 den sogenannten dritten Stand befreit hatte, kam in der bildenden Kunst nicht etwa sofort ein Bürgerstil, sondern erst noch das „Empire“, also eine cäsaristische Kunst, an die Reihe. Die dem folgende Kunst war allerdings „bürgerlich“, aber nur zum Teil in gutem Sinne. Sollen die in den jetzigen socialen Verhältnissen liegenden Analogien auch wieder nur zu einem schwerfälligen Nachhinken führen?

Wie sehr dieses Nachhinken sozusagen unser Gemeintum ist, darüber haben wir gerade in diesen Tagen Gelegenheit nachzudenken. Am 11. Dezember wird es 100 Jahre sein, daß der große Reformator der Orchestermusik, Hector Berlioz, geboren wurde. Ob nun seine Zeit zu bürgerlich oder zu aristokratisch war: durchgerungen hat er sich erst nach seinem Tode, und auch da nicht recht. Noch immer kostet es Mühe, ihm gerecht zu werden. Feliz Wein-gartner arbeitet jetzt an einer Gesamtausgabe von Berlioz, und die von ihm geleiteten „Sinfonie-Abende der Königl. Kapelle“ haben ihre fünfte Veranstaltung dieses Jahres am vergangenen Freitag jenem Geburtstage gewidmet. Sie stehen in der Gunst des Publikums so hoch, daß längst alle Sitze vergriffen sind. Die Gelegenheit einer privaten Vermittlung führte uns diesmal hinein. Ganz neu war für Deutschland eine „Ayrische Scene für Gesang und Orchester“: „Aleo-patra“; also eine Form des Sologanges, die noch immer ungerecht und unbegreiflich vernachlässigt wird. Der

Sängerin, Thila Blasinger vom Opernhaus, kann die sehr anspruchsvolle Schwierigkeit dieses Stückes nur zum Teil mit eingerechnet werden. Bühnengesang und Konzertgesang wollen doch etwas wesentlich Verschiedenes. Und gerade weil die mehr auf große als auf seine Wirkung angewiesene Bühnenkunst im Konzert nicht zureicht, darum brauchen wir für die Musik das letztere als Ergänzung. Leider; denn ist ein Konzert nicht von feinsten Einheiten, so wirkt es weit qualender als ein mittelmäßiges Theater. Darum gehen wir auch an den zahllosen Konzerten unserer Zeit allermeistens vorbei. So wertvoll wie jener Verlioz-Abend war, ist nicht bald einer. Schade, daß eben jenes Konzert uns verhinderte, ein Gastspiel im Theater des Westens anzuhören. Wie uns berichtet wurde, traf der Gast Franz Schüler als Sylvain im bekannten „Glöckchen des Eremiten“ nicht den rechten Ton und stach insbesondere durch sein Pathos von den übrigen Leistungen ab. Diese sollen sehr gut, die Dirigierung des Kapellmeisters Max Roth sogar hervorragend gut gewesen sein. — sz.

(Nachdruck verboten.)

Natürliche und künstliche Patina.

In alten Bronzedentmalern und an alten Kupferdächern haben wir meist die beste Gelegenheit, eine in ihrer Farbenwirkung ungemessen schöne Veränderung der Metalloberflächen zu bewundern, die wir mit „Edelrost“ oder „Patina“ zu bezeichnen pflegen. Die hier so angenehm in die Erscheinung tretende Veränderung der Oberfläche derartiger Metalle kommt in derselben Weise zu stande, wie der beim Eisen so unerwünschte und schädliche Prozeß des Rostens. Der Sauerstoff der Luft, die Feuchtigkeit und die Kohlensäure sind die Faktoren, welche beim Eisen das Rosten und bei den Bronzen die Patinierung hervorrufen; dagegen erstreuen sich die edlen Metalle wie Platina, Gold und Silber, sowie auch das flüchtige Quecksilber einer großen Beständigkeit gegen diese Einwirkungen.

Ergleich nun die Patinabildung in verschiedenen Farbensnuancen auftritt, so muß doch darauf aufmerksam gemacht werden, daß es falsch ist, wenn derartige Veränderungen der Oberflächen von Kupfer- und Bronzeartefakten mit Grünspan oder Spangrün bezeichnet werden. Den Begriff der natürlichen Patina hat wohl bisher am besten Hausding definiert, der sagt: „Schöne antike Patina ist eine durch Zeit und äußere Einflüsse eintretende chemische und physikalische Veränderung der reinen Metalloberfläche, indem das ursprünglich gelbrote Metall ins Grüne oder Braune übergeht und gleichzeitig allmählich eine glatte, eigentümlich reizvolle, mattglänzende, durchscheinende, fast speckige Oberfläche annimmt, die über das darunter befindliche Metall keinen Zweifel läßt. Die glatte durchscheinende Oberfläche kommt nicht von der Bearbeitung, sondern ist lediglich eine Folge der Patinabildung und beruht deren Schönheit nicht gerade auf einer grünen Färbung, sondern gilt dies auch für solche, die mehr gelbrotbraune Tönungen aufweisen.“

Der Vorgang der Patinabildung durch den Einfluß der Atmosphäre geht in der Weise vor sich, daß die zunächst blanke Fläche eines Kupfer- oder Bronzegegenstandes an der Luft matt wird. Die Oxidation, die beim Eisen den Rost zu stande bringt, hat hier rotbraunes Kupferoxydul erzeugt. Die Feuchtigkeit der Luft in Verbindung mit den Niederschlägen führt zur weiteren Oxidation; die sich nun bildenden basischen Karbonate weisen gräulich-grüne, blaue oder grüne Farbenabstufungen auf. Diese Vorgänge der Patinaentstehung vollziehen sich nach Weber in folgender Weise: Die auf der Metalloberfläche sich zuerst bildenden zarten Beschläge von rötlichem Kupferoxydul, welche die Metallfarbe noch durchschimmern lassen, verstärken sich allmählich zu einer dunklen, nicht mehr transparenten Schicht, und aus dieser entsteht endlich der malachitgrüne Beschlag, der um so ähnlicher dem ebengenannten Mineral wird, je langsamer sich der Prozeß vollzieht.

Die Wichtigkeit dieser Erklärung der einzelnen Stadien der Patinabildung hat sich u. a. gelegentlich einer gründlichen Reinigung des Denkmals auf der Kurfürstenbrücke in Berlin ergeben. Es war im Jahre 1871, als das damals etwa 140 Jahre alte Denkmal des Großen Kurfürsten einer Säuberung unterzogen wurde, bei der sich ergab, daß in der That verschiedene Schichten der Patinabildung deutlich feststellbar sind. Natürlich besteht die äußerste Schicht aus einem Ueberzuge von Schmutz, Steinhohlentruß und Sulfiden, der bei allen Denkmälern unserer großen Städte zu finden ist. Unter dieser schwarzen Schmutzkruste zeigte das Denkmal zunächst eine Schicht aus basisch kohlensaurem Kupferoxyd; darunter kam nunmehr das reine Metall zum Vorschein.

Außer dieser meist beobachteten Patinabildung kommen jedoch auch noch andersfarbige Bildungen vor. So sind gelbgrüne, indigoblaue und ähnliche Edelrostfärbungen beobachtet worden. Bei der Untersuchung einer solchen Patina von indigoblauer Färbung zeigte sich, daß von den drei Edelrostschichten die äußerste Kruste gar kein und die folgende nur verhältnismäßig wenig Zinn aufwies. Dieses in der betreffenden Bronze stark enthaltene Metall muß demnach bei der Patinabildung zum Teil von außen nach innen gewandert sein.

Erklärlicherweise hängt die Stärke der Patinaschicht auch nicht wenig von dem Alter eines Denkmals ab. In einem prähistorischen Grabe in Steiermark sind Bronzeringe gefunden worden, die eine drei Millimeter dicke Edelrostkruste hatten und außerdem noch eine

etwa zwei Millimeter starke lichtgrüne Schicht von geringer Beständigkeit aufwiesen.

Die Erzielung einer schönen Patina hängt nun wesentlich von der Beschaffenheit der Luft ab. Die antiken Bronzen und Denkmäler haben das schöne Aussehen ihres Edelrostes hauptsächlich der Einwirkung reiner Luft zu danken. Unsere Denkmäler sind nicht nur dem Staub in hohem Maße ausgesetzt, sondern sie haben auch außerordentlich unter der Einwirkung der Schwefeldünste unserer Feuerungsrichtungen zu leiden. Sand und Ruß in Verbindung mit der ätzenden Wirkung der aus den Schornsteinen entströmenden schwefelhaltigen Verbrennungsgase bewirken, daß in unseren Städten die Denkmäler mit dem bekannten schmutzig-grauen Ueberzuge erscheinen, der ihnen ein wenig schönes mattes Aussehen verleiht. Dagegen überziehen sich Denkmäler, die in der Nähe von Flüssen oder am Meere stehen, meist verhältnismäßig schnell mit einer schönen Patina, weil hier die Luft ziemlich rein und doch auch wieder sehr feucht zu sein pflegt. Die gute Entwicklung der Patina auf dem Denkmale des Marktplatzes zu Düsseldorf ist jedenfalls diesen eben erwähnten Faktoren zuzuschreiben.

Bei Bronzen, die in der Erde, im Wasser, im Moor usw. gelegen haben, können oft eigenartige und schöne Patinabildungen festgestellt werden, da hier der Einfluß verschiedener Faktoren, wie z. B. der kohlensäurehaltiger Gewässer, wesentlich mitwirkt.

Bei einigen Holzarten kann man deutlich feststellen, daß die dem Lichte zugekehrten Seiten schneller dunkeln, als die wenig beleuchteten. In ähnlicher Weise dürfte auch das Licht die Bildung des Edelrostes beeinflussen. Man kann beobachten, daß dort, wo das Licht wenig hin gelangt, die Patinabildung bedeutend heller bleibt als an den Denkmalsteilen, die dem Licht ständig ausgesetzt sind.

Darüber, ob neben diesen Faktoren die Erzielung einer schönen Patina auch von der Zusammensetzung der Bronze abhängig ist, hat unter den Fachleuten noch keine völlige Uebereinstimmung erzielt werden können.

Die antiken Bronzen der Griechen weisen hauptsächlich neben etwa 86 Teilen Kupfer 24 Teile Zinn auf, während neuere Bronzen meist nur 6 bis 10 Prozent Zinn besitzen. Die Berliner Patina-Kommission kam auf Grund langjähriger Untersuchungen zu der Ueberzeugung, daß die Zusammensetzung der Legierungen für die Patinabildung gleichgültig ist, dagegen glaubt Weber feststellen zu können, daß Zinnlegierungen mehr zum Schwarzwerden neigen als Zinnlegierungen. Nach vielfachen Beobachtungen nimmt mit dem Gehalt an Zinn die Härte, der Glanz und die Festigkeit der Patina zu. Auf getriebenen oder in Wachsformen gegossenen Bronzen entwickelt sich meist eine schöne Patina, während eiselierte Oberflächen als ganz oder doch teilweise ungeeignet für eine günstige Edelrostentwicklung betrachtet werden. Zusätze von Silber und ähnlichen Edelmetallen machen die Legierungen strengflüssiger; derartige Bronzen begünstigen die schnelle Bildung einer schönen Patina. Eine glatte und glänzende Oberfläche ist für die Abstoßung des Schmutzes erwünscht; daher patinieren derartige Bronzen trotz sonst ungünstiger Verhältnisse immer noch besser als jene, die eine rauhe Oberfläche aufweisen, aus deren Poren weder Wind noch Regen den Schmutz entfernen kann.

Um den Vorgang der natürlichen Patinierung zu unterstützen, empfiehlt es sich, die Denkmäler usw. vielleicht alle Monate einmal mit Löwenöl einzureiben, da dann der Staub weniger leicht haften bleibt und schädliche Gase geringere Wirkung ausüben. Auch die wöchentliche Reinigung der Denkmäler mit Hilfe einer Seifenlösung begünstigt die Erzielung einer schönen Edelrostschicht. In Nürnberg hat man zur Reinigung der Denkmäler das System Erhard angewendet, welches darin besteht, daß man das zu reinigende Denkmal, nachdem es gegen Sonne und Regen geschützt ist, mit einer dicken Schicht stark alkalischer Schmierseife überzieht. Je nach der Schmutzdicke läßt man die Seife 1 bis 1½ Tage wirken, ehe man sie gründlich abwäscht. Zum Schluß werden die so gereinigten Denkmäler mit wollenen Lappen gründlich trocken gerieben. Das Verfahren hat den Vorzug, die vorhandene Patina schön zu erhalten, erfordert aber jedesmal ca. 150 M. Kosten.

Die Anwendung von Säuren zur Reinigung von patinierten Denkmälern ist schädlich; dagegen empfehlen vielfach Sachverständige der Denkmalspflege die Anwendung von Salzen oder Laugen.

Wie überall der Mensch bestrebt ist, der Natur in ihren Wirkungen nachzuhelfen, so kann man schon im Altertum das Bestreben antreffen, die Patinierung künstlich auszuführen oder doch zu beschleunigen. Man hat z. B. Pfeilspitzen gefunden, zu deren Patinierung wahrscheinlich Alkaloid verwendet worden sind. Plinius erwähnt eine Zusammensetzung verschiedener Substanzen, die als Patinierungsmittel gedient haben dürfte. Man hat auch mit der Möglichkeit zu rechnen, daß die Alten ihre Statuen ursprünglich leicht vergoldeten; jedenfalls dürften sie aber zur Erzielung eines schönen Edelrostes die Behandlung mit Öl und Salben geübt haben.

Die in unseren Tagen zur Anwendung kommende künstliche Patinierung wird durch geeignete Behandlung mit sauren und alkalischen Flüssigkeiten bewirkt. Es giebt eine große Anzahl von Rezepten, nach denen Patinierungen von Bronzen und Kupfer in allen Farbenabstufungen bewirkt werden können, doch würde es natürlich zu weit führen, wollten wir auf Einzelheiten hier weiter eingehen. Jedenfalls ergibt sich auch hier, daß die besten künstlichen Patinierungen dann erreicht werden, wenn man bei jeder einzelnen Arbeit die größte Sorgfalt aufwendet, was erklärlicherweise wieder mit entsprechenden Kosten verknüpft ist. Bei Anwendung der

elektrolytischen Patinierung pflegt man sich auf gewisse Erzeugnisse wie Bleche, gegossene Figuren, Dachbeschläge, Gußstücke usw. zu beschränken. Messinggegenstände werden vor der künstlichen Patinierung verlupfert und dann mit einer für Kupfer geeigneten Beize behandelt.

Vielfach kommen nun Gegenstände auf den Markt, die durch einen geeigneten Anstrich ein patinaähnliches Aussehen erhalten haben. Damit sich die aufgetragenen Farben mit den an einzelnen Stellen aufgetretenen Bronzepulvern gut halten, pflegt man diese Erzeugnisse noch zu lackieren, wobei man durch verschiedene Kunstgriffe zu großen Glanz verhindert oder wohl auch eine matte, undurchsichtige Lackierung erzielt. —

P. M. Grempe.

Kleines feuilleton.

on. Künstliche Verbesserung des Weizens. In den Ländern alter Kultur hat die Landwirtschaft selbstverständlich mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen als in den Gebieten mit jugendlichem Boden, und bei der Auswahl der Mittel, die Erträge auf gleicher Höhe zu halten oder noch zu steigern, wird nicht immer das Nichtigste getroffen. Namentlich kann oft der Fehler begangen werden, die Größe des Ertrages auf Kosten der Qualität zu erhöhen. Die Folge solcher Zertümler wird dann die Notwendigkeit, ausländische Weizenarten von besserem Gehalt mit den inländischen zu vermischen. Leider ist eine unerlässliche Voraussetzung für die Vermeidung von Fehlgriffen bei uns nur noch sehr unvollkommen erfüllt, nämlich die Vornahme von Züchtungsversuchen mit unsern Getreidearten. Umfangreiche Arbeiten sind zu diesem Zweck von der Rationalen Vereinigung britischer und irischer Müller durch das Landwirtschaftliche Institut an der Universität Cambridge während der letzten drei Jahre ausgeführt worden, und die Ergebnisse verdienen eine Besprechung. Sie geben zunächst Auskunft über das Verhältnis der verschiedenen Eigenschaften des Weizens zu einander, indem sie angeben, welche Eigenschaften bei der Kreuzung verschiedener Varietäten beständig bleiben und welche zum Verschwinden neigen. Beständig sind, wie schon früher durch Spielman festgestellt worden war, lodere Ähren, das Fehlen von Grammen, samtartige glatte Hülsen und rote Farbe, während dichte Ähren, die Grammen, lebrige Hülsen und weiße Farbe zu den verschwindenden Charakteren zu rechnen sind. Wenn sich zum Beispiel ein bartloser mit einem bärtigen Weizen kreuzt, so verlieren die Nachkommen die Grammen vollständig, und ähnlich fällt das Ergebnis hinsichtlich der andern genannten Eigenschaften aus. Ferner sind die scharf gekielten Spelzen des englischen Weizens (*Triticum turgidum*) den runden Spelzen des gemeinen Weizens überlegen, desgleichen die graue Farbe der Spelzen beständiger als die rote und weiße, breite Blätter beständiger als schmale, rauhe beständiger als glatte, hohle Stengel beständiger als markreiche. Hinsichtlich des Kornes ist die lange und schmale Form der kurzen und runden überlegen, die rote Farbe der weißen.

Noch wichtiger als diese Thatsachen sind die Beobachtungen bezüglich der Verstärkung gewisser Charaktere durch die Züchtung. Eine ziemlich lodere Art wird sehr loder, die graue Farbe wird fast schwarz, die rote tiefbraun. Zuweilen erscheinen auch ganz unerwartete Formen mit Eigenschaften, die an den als Eltern ausgewählten Arten ganz gefehlt haben, doch sind sie gewöhnlich unfruchtbar, wahrscheinlich wegen des mangelhaft entwickelten Pollens. Diese Ermittlungen sind für den Botaniker sehr interessant, dem Landwirt und Müller aber kommt es hauptsächlich auf die Güte an, auf den Ertrag, die Härte, die Zeit der Reife, die Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten und ähnliche Eigenschaften, von denen die eigentliche Wertung abhängig ist. Die Qualität des Kornes kann in gewissem Grade nach der Härte und Durchsichtigkeit seines Eiweißkörpers (Endosperms) beurteilt werden, indem das mindertwertige stärkere Korn sich durch Weiße und Undurchsichtigkeit auszeichnet. Wenn dies Merkmal zutrifft, so ist die Güte der Qualität glücklicherweise zu den beständigen Eigenschaften zu rechnen, die bei Kreuzungen nicht leicht verloren geht. Andererseits ist leider die späte Reifung der frühesten überlegen. Eine Probe von polnischem Weizen, der Mitte März ausgesät, früh im August reift mit englischem bärtigem Weizen, der nach einer Aussaat im Herbst, spät im August reift, ergab einen Nachwuchs von Pflanzen, die um Mitte des September reifen, wenn sie Mitte März ausgesät waren. Auch Experimente mit Bezug auf die Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten sind in Cambridge angestellt worden, und zwar mit Rücksicht auf die beiden besonders ernstesten, weil bisher jeder Behandlung trotzen Krankheiten des Kornes und des Strohens. Zu diesem Zweck wurden zwei amerikanischen Weizenarten, die für Krost empfänglich sind, mit englischem Hartweizen gekreuzt, der dem Krost widersteht. Die Ergebnisse waren ganz unbefriedigend, indem der Nachwuchs sehr unter Krost zu leiden hatte und eine minderwertige Ernte ergab. Immerhin haben die Versuche einen Anhalt für die Nahrung geliefert, in der man zur Züchtung von Weizenarten gelangen kann, die eine Gewähr gegen Erkrankung bieten, und man darf daher der Fortsetzung dieser Forschungen mit Aufmerksamkeit entgegensehen. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Das Alpenveilchen. E. G. A. Schütte plaudert in der illustrierten Wochenschrift „Nerthus“ (Altona-Ottensen, Chr. Adolff): Wer um die Winterzeit herum, wo über unsre Gärten und Felder der rauhe Nordwind weht, einen Spaziergang durch die Straßen der Stadt macht, der wird mit Vergnügen vor den Auslagen der Blumenläden Halt machen, in denen, sicher geküßt vor der Unbill der Bitterung, sich ein üppiger Blumenstolz entfaltet. Unter all diesen Treibhauskinderen dominiert das Alpenveilchen. Das Alpenveilchen ist in den letzten Jahren in großen Massen herangezogen worden und bildet mit seinem Blütenreichtum, mit seinen schön gezeichneten Blättern, über denen grazios die vielgeschwungenen Blüten thronen, eine Zierde für jeden Blumentisch. Wer das wilde Alpenveilchen aus seiner Heimat Persien etc., durch Verschleppung auch nach der Schweiz gebracht, her kennt, muß von Bewunderung darüber erfüllt werden, was die Kunst des Gärtners aus demselben gemacht hat. Jeder unsrer Leser kennt in dem Wiesenstiefmütterchen die Urform unsres Wiesenstiefmütterchens (*Viola tricolor maxima*), welches fast handelsgroß unsre Gärten schmückt; er weiß aber wohl schwerlich, daß derselbe Unterschied auch zwischen dem wilden Alpenveilchen und dem heute in allen Handlungen käuflichen besteht. Das wilde Alpenveilchen, in seiner Heimat wegen seiner flachen Knollen auch Erdscheibe oder Saubrot genannt, bedeckt wie die Herbstzeitlose ganze Wiesen und Acker und enthält einen gefährlichen Saft, das Cyclamin, welches brechenregend und purgierend wirkt. Beim Kösten der Knollen wird das Cyclamin jedoch unschädlich, und die Knollen selber werden genießbar.

In der Kultur des Alpenveilchens sind in der letzten Zeit große Fortschritte gemacht worden, auf den letzten gärtnerischen Ausstellungen waren Exemplare von 40—50 Centimeter Durchmesser vertreten. Dabei zeichneten sich die Farben durch große Mannigfaltigkeit aus. Von ganz besonders vornehmer Erscheinung waren die rein weißen, denen schlossen sich würdig die rein weißen, geprenkelt mit Karmin und rotem Auge an, ferner die rosafarbenen in verschiedenen Tönen, die hell- und dunkelroten, sowie die lachsfarbenen. In Bezug auf Form und Größe der Blüten sind unbeskränkt diejenigen mit gefransten Blütenblättern (*Cyclamo ambriata*) die schönsten. Was nun die Zimmerkultur anbelangt, so ist diese die denkbar einfachste und bei aufmerksamer Pflege auch überaus lohnend. Die Cyclamen beanspruchen einen hellen Platz am Fenster, in einem nicht allzu warmen Zimmer, in welchem eine Temperatur von 8—14 Grad N. herrscht. Mit dem Begießen sei man vorsichtig und gebe kein Wasser, bevor man sich von dem wirklichen Bedarf überzeugt hat. Durch kurzes Klopfen mit dem Knöchel an den Topf kann man leicht feststellen, ob der Wurzelballen schon trocken oder noch genügend feucht ist; ist der Klang hohl, so ist die Pflanze trocken und muß begossen werden. Beim Begießen achte man sorgfältig darauf, daß das Wasser nicht in die Mitte der keimenden und sprossenden Blütenstengel gelangt, wodurch Fäulnis des Herzens verursacht und die Pflanze leicht ruiniert wird. Ist die Blüteperiode zu Ende, so stelle man das Gießen allmählich ganz ein und lasse die Knolle ruhen, bis alles, auch die Blätter, abgestorben ist, und lege sie circa vier bis fünf Wochen trocken, hierauf setze man sie wieder in frische, gute Erde und behandelt sie genau so wie im Vorjahre. —

Notizen.

— Giordano Brunos Werke beginnen demnächst bei Eugen Diederichs in Leipzig in einer Gesamtausgabe mit dem Nachmittagsmahl als Band I zu erscheinen. Der Uebersetzer, Prof. L. Kahlenbeck wird vor dem Brunobund am Mittwoch, 9. Dezember, 8^{1/4} Uhr, im Rathhaus über „Giordano Bruno in England und das Zeitalter der Königin Elisabeth“ sprechen. —

— Solger Drachmann ist wieder so weit hergestellt, daß er voraussichtlich noch vor Weihnachten die Heilanstalt zu Widdelsart verlassen kann. —

— Arthur Schnitzlers neues Schauspiel „Der einsame Weg“ wird im Februar die Erstaufführung im Deutschen Theater erleben. —

— „Die Politiker“, eine fünfsächtige Komödie von Rudolf Gavel, ist von der Censur freigegeben worden; das Stück wird im Januar im Wiener Raimund-Theater aufgeführt werden. —

— Klingers Riechschnecke-Büste ist in die Winter-Ausstellung der Seceession aufgenommen worden. —

— Eine jüngst in Paris stattgehabte Versteigerung von modernen impressionistischen Bildern zeigte, daß der Kunstmarkt auf diesem Gebiete stark abzuflauen beginnt. Für 44 Bilder von Renoir, Sisley, Bissarro, Luce und Guillaumin wurden im ganzen nur 40 000 Fr. erzielt, kaum der vierte Teil der nach früheren Ergebnissen erwarteten Summe. —

— Amtsdeutsch. Die „Weslauer Morgenzeitung“ berichtet: Ein thüringisches Amtsgericht korrespondiert mit einer andern Behörde wegen der Beschäftigung von Strafgefangenen mit Holzspalten. Die letztere Behörde antwortet: „Auf die anher gelangte hohe jenseitige Verfügung wird diesseits beschlossen, daß die jenseitigen Gefangenen auf dem diesseitigen Hofe zum Holzspalten verwendet werden dürfen.“ —